

»Was hab ich getan, mein Kind, was hab ich getan! Ich hätte dich beinah umgebracht ... Oh, vergib mir, mein Kind, vergib mir!«

Inzwischen glaube ich, dass Mutter es nur getan hat, weil sie mein Bestes wollte; sicher tat es ihr noch mehr weh als mir, als sie mich mit dem Nudelholz bearbeitete und mir bündelweise Haare ausriss. Doch damals war ich stolz und gab außer einem kurzen Schniefen keinen Ton von mir. Schön war ich: groß gewachsen, mit einem athletischen, gut proportionierten Körper, mit straffen Brüsten, die schon von weitem ins Auge fielen. »Sieh doch nur, was sie für Holz vor der Hütte hat!«, schnalzten die Männer, wenn sie mich sahen. Sie leckten sich die Lippen und warfen sich unwillkürlich in die Brust.

Baj<sup>3</sup> Atanas Pesewenka wartete damals unter einer großen Eiche auf uns. Mit ihrer prächtigen Krone, die sich gleichmäßig über dem mächtigen Stamm erhob, war sie der ähnlich, unter der ich gerade saß. Als er uns sah, verließ er sein Versteck – den dichten Schatten der hundertjährigen Eiche, so wurde sie von den Leuten aus unserer Gegend genannt. Er sah sich misstrauisch um, grinste und warf mir einen unmissverständlichen Blick zu. Unverfroren betrachtete er mich mit der Sachkenntnis eines Käufers, der die Situation im Griff hatte: Er würde die Ware kaufen, musste aber noch den Preis aushandeln. Es gab keinen Zweifel, dass ich die Ware war. Die Situation war mir widerwärtig und mein Mund füllte sich mit Speichel. Ich spürte, wie es mir hochkam und drückte fest die Hand meines Liebsten Marin. Unsicherheit bohrte sich in meine Seele und machte

---

<sup>3</sup> In Bulgarien höfliche Anrede für einen älteren Herrn – Anm. d. Hgs.

den Weg frei für Angst. Und die Angst lähmte mich.

»Einen appetitlichen Happen hast du da mitgebracht. Bist ein richtiger Glückspilz! Hast du auch das Geld dabei?«

»Hier, Baj Atanas, nimm das Geld und gib den Schlüssel.«

»Nicht so eilig, nicht so eilig! Dein Baj Atanas ist nicht von gestern. Das willst du zum Vernaschen dieses Häppchens geben?! Das ist zu wenig, pack noch mal so viel drauf.«

»Aber wir waren uns doch einig?!«

»Komm schon, komm schon, leg wenigstens noch einen Zwanziger drauf. Das Mädels ist in Ordnung, wenn du sie mir überlässt, geb ich dir 'nen Hunderter!«

»Baj Atanas!«

»Schon gut! Ich mein ja nur ...«

»Hier hast du noch einen Zwanziger. Jetzt gib den Schlüssel und verschwinde.«

»Na also. Das hier ist der Schlüssel. Und denk daran, die Wände haben Ohren. Ich gebe verliebten Täubchen Asyl und biete ihnen Unterschlupf, doch die Polizei schläft nicht – sie werden mich ins Gefängnis stecken, wenn das rauskommt, und im Knast wird auch der beste Mensch zum Abschaum, versteinert du. Und deshalb ...«

»Es reicht, Baj Atanas, spar dir dein Gerede! Wo soll ich den Schlüssel danach lassen?«

»Leg ihn unter den Ziegel am Tor. Ach so, das hätte ich beinah vergessen. Es gibt kein Bad, deshalb habe ich euch ein paar Kanister mit Wasser ins Zimmer gestellt, einen Teekessel und eine Schüssel. Und passt auf.«

So fanden wir Unterschlupf in einem heimlich gemieteten Liebesnest. Im Sozialismus war es unver-

heirateten Paaren nicht erlaubt, ein Hotelzimmer zu nehmen. Wir blieben sieben Tage im Bett. Eine ganze Woche lang göttliches Vögeln, schöne Worte und großzügige Gelöbnisse für ein künftiges gemeinsames Leben. Wenn Marin zwischendurch für kurze Zeit das Zimmer verließ, sprang ich auf, griff mir die Aluminiumschüsseln, spreizte darüber die Beine, schöpfte mit den Händen Wasser und wusch mir ausgiebig Schoß und Lenden. Nachdem ich mich auch flüchtig unter den Achseln gewaschen hatte, trocknete ich mich ab und legte mich erwartungsvoll wieder ins Bett ...

Marin und ich liebten uns und wir sprachen bereits von der Hochzeit. Wir fühlten uns wie Verlobte und warteten nur auf den günstigen Moment, um es unseren Eltern mitzuteilen. So konnte ich mein für damalige Verhältnisse ungebührliches Verhalten innerlich vor mir rechtfertigen, doch dann ...

Am siebten Tag hielt Marin es nicht mehr aus. »Ich kann nicht mehr. Mir tut alles weh, mir ist schwindelig und meine Leisten sind ganz wund.«

Wir brachen auf. Doch später, in dem kleinen Park in Plowdiw – ich erinnere mich noch genau daran, wie ich einem Geschoss gleich, das sich in das Fleisch des flüchtenden Wildes bohrt, aufsprang und mich in Marins Arme warf. Mein unvermittelter Satz überraschte ihn, doch er hatte sich schnell wieder unter Kontrolle und schenkte mir neue Küsse. Ich schmiegte mich an seinen Körper und meine Hände rutschten wie von selbst nach unten. Während ich mit dem Reißverschluss seiner Hose kämpfte, rieb er meine Brustwarzen, die wie die Uniformknöpfe eines Sergeanten vorstanden, in den Spalt seines aufgeknapften Hemdes. Ein kräftiger Fick folgte. Es gab keinen Zweifel – ich hatte ihn gezwungen, mich zu vögeln und er hatte es getan.

Und das war das letzte Mal, dass ich ihn sah. Danach versteckte er sich vor mir, ich hatte ihn erschreckt, er war geflüchtet ...

Jahre später schlug er mir bei einem zufälligen Treffen vor, zu heiraten: »Ich habe es versucht, Sija, es geht nicht ohne dich. Ich bin bereit, dich sofort zu heiraten. Tausende Male habe ich darüber nachgedacht, ich habe dich gesucht ... Mit welcher Frau ich auch zusammen war, in meinem Kopf bist immer nur du. Dich habe ich mir immer vorgestellt und ein paar Mal habe ich aus Versehen deinen Namen gerufen. Ich bitte dich, Sija, ich bitte dich.«

Doch in der Zwischenzeit hatte ich viel über mich gelernt und war überzeugt, dass eine Ehe nichts für mich war. Ich lehnte sein Angebot ab, obwohl Marin der Vater meines Kindes war. Aber das sollte er nie erfahren.

Und so wusste er nie, wie mich damals das bescheuerte Schicksal mit einem heftigen Faustschlag überraschte, so dass ich jahrelang nicht zu mir kam. Meine Menstruation blieb aus, ein Tag verging, ein zweiter ... eine Woche, zwei ... ein Monat. Ich saß in der Falle – ich hatte mich verführen lassen, ein Stück von dem saftigen Fleisch zu kosten, ich hatte genüsslich abgebissen, konnte nicht genug davon kriegen, und schon war die Falle zugeschnappt, und ich saß drinnen fest. Ich hatte nicht viele Möglichkeiten, zitternd erwartete ich mein Urteil. Der Arzt gab sich lakonisch:

»Mädchen, du bist im vierten Monat schwanger, ein Abort wäre gefährlich.«

»Will ich auch gar nicht. Ich werde das Kind zur Welt bringen.«

»Aber du hast doch gesagt, dass du nicht verheiratet bist.«

»Das stimmt. Doch wenn ich dieses Kind gemacht habe, werde ich es auch großziehen.«

»Überleg es dir ... wie heißt du?«

»Sija.«

»Überleg es dir, Sija, du bist noch sehr jung. Ein Kind bedeutet Verantwortung, und ich kann es dir aus eigener Erfahrung sagen – ein Kind fühlt sich besser mit beiden Eltern.«

»Meinem Kind wird es an nichts fehlen. Ich ... ich ...« Und dann begann ich zu weinen.

Was hab ich damals geweint! Vom vielen Weinen aufgequollen, bebte ich am ganzen Körper. Ich dachte daran, mir das Leben zu nehmen. Es lässt sich nicht in Worte fassen, wie ich mich fühlte. Und ein Baby ist kein Spielzeug, das du verstecken kannst – mein Bauch wurde mit jedem Tag dicker. Die Leute guckten mich schief an, wandten sich mit spöttischer Miene ab und tuschelten hinter vorgehaltener Hand. Was wurde gerätselt, was dichtete man mir nicht alles für Eigenschaften an, was war das für ein Getratsche! Gerüchte verstummen nie, sondern sie vermehren sich, und in solchen Momenten kannst du die absurdesten Lügenmärchen über dich hören. Und ich bekam sie zu hören: Ich sei eine Nutte. Mich hätten mehrere nacheinander vergewaltigt. Ich würde den Bastard irgendeines reichen Schnösels austragen, der mich verlassen hat, weil sein Vater eine reiche Schwiegertochter aus einer angesehenen und gebildeten Familie wollte, und nicht so etwas wie mich, ein Nichts ... Die Phantasie der Leute kannte keine Grenzen! Doch unabhängig von all dem Gerede hatte ich mir meinen Weg gewählt und musste ihn gehen. Ich zog mich schweigend zurück, setzte mir die Maske einer unabhängigen und zu allem entschlossenen Frau auf

und bereitete mich darauf vor, all die Schmähungen, Verwünschungen, Vorwürfe und Ratschläge der Leute einschließlich meiner Verwandten über mich ergehen zu lassen. Noch bevor ich mich auf mich selbst besinnen konnte, war ich im tiefsten Schlamm unserer damaligen Gesellschaft versunken. Um darin nicht zu ersticken, begann ich, mir die guten Umgangsformen anzueignen, die mich in Filmen und den Romanen des neunzehnten Jahrhunderts und bei einigen Verwandten und Bekannten beeindruckt hatten. Schon immer hatte ich ein großes Talent zum Beobachten, und so schaute ich sie mir ab. Doch das Entscheidende war mein Glaube an mich selbst. Ich schwieg, biss die Zähne zusammen und kaute meine Lippen blutig. Irgendwann musste ich Mutter sagen, dass ich schwanger war und das Kind kriegen würde. Obwohl ich mich einige Monate lang mit elastischen Binden und Gürteln einschnürte und tagelang nichts aß, um nicht zuzunehmen, wölbte sich mein Bauch immer stärker, so dass kein Weg mehr daran vorbeiführte.

Ich tat es unvermittelt, als wir allein in der Küche waren. Sie wusch Teller ab und zog die Nase hoch. Sie hatte die Angewohnheit, ohne besonderen Grund die Nase hochzuziehen; meist tat sie es, wenn sie sich auf etwas konzentrierte. Sie zog hoch, fasste mit zwei Fingern ihre Nase, zog erneut hoch...

»Mama, ich bin schwanger.«

Im ersten Moment verstand sie nicht, was ich sagte. Das Wasser lief und das Rauschen verschluckte meine Worte. Ich nahm allen Mut zusammen und verkündete meine Neuigkeit noch einmal lauter und mit zitternder Stimme:

»Mama, hörst du was ich sage? Ich bin schwanger.«

Mutter zog ihre Hände aus der Spüle, sie waren voller Schaum, dann sah sie mich mit weit aufgerissenen Augen an. Ihr starrer Blick wanderte an mir von unten nach oben und sie zischte durch die Zähne:

»Was hast du gesagt?«

»Ich bin schwanger.«

Es war, als hätte ich ihr auf den Kopf geschlagen – wie versteinert stand sie da, die eingeschäumten Hände in die Luft gereckt. Nach einer halben Minute wiederholte sie ihre Frage:

»Was? ... Was hast du gesagt?«

»Ich habe gesagt, dass ich schwanger bin. Ich werde ein Kind haben.«

»Wie, du wirst ein Kind haben? Du bist doch nicht verheiratet! Es kann nicht sein, du kannst keins haben ... Bist du sicher?«

»Ich bin sicher, ich bin im siebten Monat.«

»Wie? Im siebten? Wo hab ich denn nur meine Augen gehabt?! Oh je, gütige Mutter Gottes ... Oh je, nur das nicht, Mutter Gottes! ... Tu mir nur das nicht an!« Mutter bekreuzigte sich rasend schnell, als sei sie wahnsinnig geworden. Sie wischte sich mit dem Ärmel die Tränen ab und schrie laut: »Oh je, oh je ... und was nun? Wie soll ich das deinem Vater beibringen! Und was werden die Leute sagen? Was für eine Schande. So weit hast du es also gebracht, du läufige Hündin! Ich warte darauf, dass sie anfängt zu studieren, und sie ... kriegt ein Kind. Nein! Das wird nicht passieren! In meinem Haus wird kein Bastard geboren!«

Bei dem letzten Satz weinte Mutter nicht mehr. Ihre Tränen waren plötzlich versiegt, als hätte jemand den Hahn zugedreht. Dann sagte sie sehr leise aber kategorisch:

»Ich habe mich entschieden. Du verschwindest aus meinem Haus! Mach was du willst. Für eine Abtrei-

bung ist es zu spät, also scher dich zu dem Typen, von dem du den dicken Bauch hast. Ich will keine Flittchen und Bastarde in meinem Haus haben. Verschwinde, hau ab ... komm mir nicht mehr unter die Augen!«

Ich sagte kein Wort. Die Reaktion meiner Mutter ahnend, hatte ich schon meine Sachen gepackt. Sie würde eher sterben, als die aus heiterem Himmel über sie hereingebrochene Schande zu ertragen. Bevor ich die Tür von außen schloss, hörte ich ihre letzten Worte:

»Und bring es heimlich zur Welt, damit die Leute nichts merken ...«

Mit einem kleinen Pappkoffer in der Hand und einer unermesslich schweren Last auf dem Herzen stand ich in Golemo Butschino bei meiner Großmutter väterlicherseits vor der Tür. Die Tränen, die mir herunterrannen, schmeckten zwar bitter, doch sie waren nicht giftig, sondern reinigend. Ich erzählte ihr alles – von meinen Hoffnungen, meiner Sünde, von Marin, den Leuten, die mit Fingern auf mich zeigten. Ich erzählte, weinte, und weinte ... putzte mir die Nase. Und sie, die liebe Großmutter, schwieg. Sie unterbrach mich nicht, sondern hörte mir nur aufmerksam zu.

Ich redete mehr als eine Stunde. Ich hatte das Bedürfnis, mich bei jemandem auszuweinen, zu schreien, dass ich kein Flittchen sei und mein Kind kein Bastard, dass ich verliebt war und mich geirrt hätte. Erst als meine Tränen versiegt waren und ich nur noch erstickt schluchzte, stand Großmutter auf, küsste mich auf beide Wangen, drehte sich zur Ikone um, bekreuzigte sich und sagte:

»So hat es der Herrgott entschieden, Kind. So hat es der Herrgott entschieden, und so soll es sein. Hab keine Angst, die Muttergottes wird uns beistehen, sie

wird uns helfen!« Dann wies Großmutter auf den Stuhl. »Komm, komm setz dich, du musst essen, dein Baby braucht Nahrung.«

Ich warf mich auf Großmutter's Bett und begann zu zittern wie ein Huhn, dem man gerade den Kopf abgehackt hat. Zum ersten Mal hatte jemand warme und gute Worte für mich gefunden, Worte, die ich so sehr brauchte, zum ersten Mal. Und Großmutter begann um mich herumzueilen. Sie legte mir kühle Tücher auf die Stirn und bekreuzigte sich, bis ich mich beruhigte und einschlief.

Mit Hilfe der Großmutter und des Dorfarztes brachte ich dort, in Golemo Butschino, ein Mädchen zur Welt. Der Arzt fragte mich: »Werden Sie das Kind behalten oder geben Sie es ins Kinderheim und zur Adoption frei? Es gibt viele, die warten, viele Menschen.« Ich sah zur Großmutter, ich sah sie in der Hoffnung an, dass sie mich verstand, mich, die Mutter. Mir war, als schüttelte sie kaum merklich den Kopf und ich entgegnete ohne zu zögern:

»Nein. Ich werde es niemandem geben, ich werde es großziehen. Geben Sie die Dokumente her, ich unterschreibe, was notwendig ist.«

Während ich noch im Mittelpunkt des Dorfes lag, der aus Arztzimmer, einem Raum mit zwei Betten und einer Toilette bestand, bereitete Großmutter alles vor: Windeln, Körbchen, Fläschchen, Schnuller. Auf ihren Krückstock gestützt und dennoch aufrecht und zäh, kam sie drei Tage später, um mich und die kleine Diana abzuholen. So hatte ich meine Tochter genannt, ohne mich mit jemandem zu beraten – Diana, Göttin der Jagd.

Großmutter und ich gaben unser Bestes. Sie unterwies mich gutmütig: »Binde das Wickelband noch

etwas fester! Es ist ein Mädchen, sie muss gerade und schöne Beine haben.« Oder: »Gib ihr nicht so viel, sonst spuckt sie es wieder aus. Komm, gib sie mir, und du geh zeichnen, nicht wahr, du wirst studieren.«

Die Leute im Dorf waren nicht so wie die in der Stadt – sie verurteilten mich nicht, wenigstens ließen sie es sich nicht anmerken. Sie kamen zur Großmutter und brachten zur Geburt des Babys mit, was sie gerade zur Hand hatten: Früchte, Gemüse und hin und wieder auch Fleisch. »Wir haben das Schwein geschlachtet, hier habt ihr frisches Fleisch für die junge Mutter.« So sprachen sie, und wenn sie sahen, wie ich mit dem Skizzenblock und den Farbstiften auf den Hügel kletterte, lächelten sie ehrfürchtig oder sie grüßten: »Beste Gesundheit dir, möge dir die Arbeit gut von der Hand gehen!« So war das in Golemo Butschino, und es war ein ganz einfaches Dorf mit knapp hundert Häusern, die sich wie vom Baum gefallene Wallnüsse an die Gebirgshänge schmiegen. Die meisten der Bewohner waren ältere Menschen. Großmutter lebte seit Großvaters Tod allein. Von Zeit zu Zeit kam einer ihrer drei Söhne oder eine der Schwiegertöchter, um nach ihr zu sehen. Die Enkel ließen sich nicht blicken; sie waren mit sich beschäftigt, jeder hatte zu tun, vielleicht lag es daran, dass sie sich alle in der Ausbildung befanden ...

Meine Mutter kam uns nicht ein einziges Mal besuchen, sie schickte weder ein Geschenk noch eine Nachricht. Mein Vater kam. Er bückte sich, um durch die Tür treten zu können und sah sich schweigend im Haus um. Ohne mich anzusehen oder zu begrüßen, küsste er Großmutter's Hand, stellte sich an Dianas Bettchen, nahm seine Mütze ab und betrachtete sie eingehend. Und als er mit seiner Mütze in der Hand vor ihrem Bett stand und ihr beim Schlafen zusah,

sagte er plötzlich: »Och!«, griff sich ans Herz und sank zu Boden. Keiner wusste, was los war. Großmutter rannte in die eine Richtung, ich stürzte in die entgegengesetzte, und genau in diesem so unpassenden Moment, begann Diana aus vollem Hals zu schreien. Großmutter knöpfte schnell Vaters Hemd auf, massierte ihm die Brust und bespritzte ihn mit Wasser. Der herbeigerufene Dorfarzt war derselbe, der mir bei der Entbindung geholfen hatte. Ich hörte nur: »Es war ein Schlaganfall, er hat sich nicht gequält. Gott vergebe ihm.«

Drei Monate später starb auch meine Mutter. Die Leute sagten, sie sei eingeschlafen, ohne krank gewesen zu sein; ihr Tod sei ganz überraschend gekommen, genau wie beim Vater. Doch ich und wohl auch Großmutter vermuteten etwas anderes: Mutter und Vater hatten meine Schmach nicht verkraftet.

Ich ging zu Mutters Beerdigung – es war seit einem Jahr und drei Monaten das erste Mal, dass ich nach Hause kam. Ich hatte Diana zu unserer Nachbarin, der alten Marudka, gebracht und war dann gemeinsam mit Großmutter in die Stadt gefahren. »Du musst dich mit deiner Mutter aussöhnen, Kind, sie war kein schlechter Mensch und hat dich sehr geliebt«, sagte sie damals zu mir. Nach der Beerdigung ist dann nie wieder ein Wort zum Tod von Mutter und Vater gefallen. Nur einmal sagte sie: »Kind, du bist jetzt eine Vollwaise und Diana braucht dich. So lange ich kann, werde ich auf sie aufpassen, lerne du und versuche erneut dein Glück! Jeder hat ein Glück, das irgendwo auf ihn wartet. Und so schön, wie du zeichnest, es wird der Moment kommen, in dem die Wesen vom Blatt anfangen mit dir zu reden.« Drei Jahre lebte ich bei Großmutter.

Beim vierten Anlauf klappte es endlich und ich begann zu studieren. Im ersten Jahr blieb Diana bei

der Großmutter. Ich nahm mir ein Zimmer, holte mir Mutters Singer-Nähmaschine nach Sofia und nähte die ganze Nacht, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich war geschickt, das Nähen ging mir leicht von der Hand, und ich kam schnell zu Kundschaft. Es gelang mir sogar, den einen oder anderen Lew zu sparen, und da ich ein Einzelkind war, hatte ich das Haus in Plowdiw und Mutters Ersparnisse geerbt. Es waren ungefähr dreihundert Lewa, für damalige Verhältnisse eine Menge Geld, und so konnte ich Diana schon im zweiten Studienjahr nach Sofia holen. Tagsüber passten die Erzieherinnen im Kindergarten auf sie auf und abends holte ich sie zu mir. Die Nachbarn und auch meine Freundinnen redeten auf mich ein: »Gib sie in den Wochenkindergarten, damit du mehr Zeit zum Lernen hast, wo du doch die ganze Nacht arbeitest.« Doch ich schüttelte nur den Kopf – ich wollte und konnte nicht ohne sie sein. Und noch heute fällt es mir schwer, obwohl sie schon groß ist und studiert.